

Im Chefchirurg.

wieder: „Größeren Tupfer!“ Mit souveräner Ruhe arbeitet der Chirurg, und mit jenem Starren leisen Grauens, das der Laie stets empfindet, wenn sich das Innere des Menschen, also gleichsam er selbst, vor ihm auftut, blickt man in die Geheimnisse des Organismus und sieht die Natur am Werke. Minutenlang hat man das Gefühl, als stünde man an der Quelle des Lebens, ganz hart am Rande, dort, wo über Sein und Nichtsein entschieden wird. Schon vermeint man . . . aber bald ertönt der freudige Ruf des Chirurgen, der die Stelle der Abzählbildung glücklich gefunden hat. Das Drainrohr wird angelegt, in schweren Tropfen sichert das Gift aus dem kranken Saupf — das ist die Rettung.

Befriedigt schaut der Chirurg zu. Er weiß, daß er gute Arbeit getan hat. Dann der Verband, der Patient wird aufgehoben und in sein Bett geführt. Die ersten Anzeichen des Erwachens machen sich bemerkbar — die Operation ist gelungen.

Gewiß, all diese Eingriffe haben sehr bedeutende wissenschaftliche Namen, und man kann große Worte schweren, düsteren und lastenden Ernstes finden, um sie zu schildern — man hält sich bei solch bedrückten Bildern jetzt nicht gern auf. Nur die starke, warme und zugleich stolze Empfindung nimmt man mit, daß Helden, die Wunden zu heilen wissen, auch in der ersten Front des Kampfes stehen. Und ein Trost ist die Ueberzeugung, daß alle Kunst der Wissenschaft am Krankenbette des Soldaten wirkt.

Der Herr Primarius ist nicht müde, obgleich er heute schon mehrere Operationen hinter sich hat und täglich mindestens fünfzehn Stunden tätig ist. Mit dem Spezialisten für Hirnerkrankungen besucht er die vorgemerkten Fälle. Da ist ein Mann, der vor mehr als Wochenfrist gebracht wurde. Er vermag keinen verständlichen Laut hervorzubringen, und man weiß nicht welche Sprache er spricht, woher er kommt und was ihn schmerzt. Er kann nur mühselig lassen. Durch Lähmungserscheinungen, die man an ihm findet, weiß man, daß an der linken Seite, dort wo die Zentralwindungen des Gehirns liegen, das Uebel sitzen dürfte. Vielleicht war ein Schlag seine Ursache, vielleicht eine Blutung. Der Mann hört, er sieht, und man kann nicht erfahren, wer er ist. „Aphasie“ und noch ein paar wissenschaftliche Namen sagt der Professor. . . . Man muß noch zuwarten, vielleicht wird später ein operativer Eingriff nötig sein.

Ein andres Bett: Die Kugel hat den Opticus, den Sehnerv, zerstört, und es gilt das zweite Auge des Patienten zu retten. An einem armen Amputierten kommt man vorbei, dem beide Beine und ein Arm fehlen. Vor einem Mann mit rechtsseitiger Gesichtslähmung machen die Herren halt. Die Kugel hat ihm das Ohrfläppchen weggerissen, und es wird die Frage erörtert, ob der Chirurg dafür künstlichen Ersatz schaffen soll. Lächelnd wehrt er ab. „Wenn Sie die Haare darüber kämmen, lieber Freund, so merkt's kein Mensch, und was die Lähmung betrifft, in einen Helden Viktor Hugo's, dessen Gesicht auch gelähmt gewesen ist, hat sich sogar eine Herzogin verliebt. . . .“

Von einem Infanteristen ist die Rede, dem ein Schrapnell den Unterkiefer zerstört hat. Eine schwierige Operation ist an ihm vorgenommen worden. Kaum aus der Narkose erwacht, verlangte er dringend nach einem — Spiegel. Der Patient war Markför in einer Wiener Bar und also gewohnt, auf seinen Außenmenschen etwas zu halten. — Ein Edelweißjäger träumt davon, wieder in die geliebten Berge zu steigen. Es besteht die Gefahr, daß man ihm das Bein abnehmen muß. Schwester Helene hat ihm ein Edelweißstückerl gebracht und es ihm liebevoll vors Bett gestellt. Sie erzählt von einem andern Landeskrieger, der auch gestern, allerdings mit einem weit leichteren Fall, unter das Messer des Chirurgen kam. „Wir sind alle tief ergriffen gewesen“, sagt sie, „er lag in der Narkose und begann plötzlich mit schöner klarer Stimme zu singen: „Von meinen Bergen muß ich scheiden. . .“ Alle haben wir geweint. . . .“

Es gibt Bilder und Schicksale in diesem Hause, die einem unmittelbar ans Herz greifen, dorthin, wo es am heißesten und wildesten in Mitleiden zuckt. Ärzte und Pflegerinnen schließen sich zu Bataillonen wundervoller Barmherzigkeit und Menschengüte.

„Bane Doktor — operier!“ . . . ruft ein junger Soldat, als der Primarius an seinem Lager vorüberkommt. Der Patient leidet und weiß wohl längst, welche Heilung das Messer des Chirurgen zu verdrängen vermag. Den Laien erfüllt der Anblick des glühenden Instrumentariums eines Operateurs mit heimlichen Grauen; was bedeuten diese Werkzeuge aber den Soldaten, die im Felde draußen so ganz, ganz andre „Instrumente“ kennen gelernt haben? Sie wissen, daß der Chirurg, daß der Arzt der Kommandant der Genesung ist, und mit dem Ausdruck unsäglich rührenden, hoffnungsfreudigen Vertrauens blicken sie ihm entgegen.

Helene Tuschgal.